

Bundesrat Dr. Emil Welti

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639768>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Retten, und die Sträflinge, und diese ganzen 26 Jahre im Zuchthaus, in denen er zum Greis geworden war. Und solche Schwerkraft überfiel ihn, daß er fast Hand an sich gelegt hätte.

„An all dem ist dieser Schuft schuld! dachte Mksjonoff. Da ergriff ihn eine solche Erbitterung gegen Matar Semjonoff, daß er sich kaum zurückhielt, sich auf ihn zu stürzen und Rache zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch las er Gebete, aber sein Herz wollte nicht ruhig werden. Am Tag hielt er sich von Matar Semjonoff fern und vermied es, ihn anzuschauen.

So vergingen zwei Wochen. Nachts konnte Mksjonoff nicht schlafen; der Gram lag ihm wie ein Alp auf der Brust, er wußte sich keinen Ausweg mehr.

Eines Nachts wanderte er schlaflos durch das Zuchthaus; da sah er, daß unter einer Britsche die Erde gelodert war. Er blieb stehen, um sich die Sache zu betrachten. Plötzlich sprang Matar Semjonoff unter der Britsche hervor und blickte mit schredensbleichem Gesicht auf Mksjonoff. Der wollte weitergehen, um ihn nicht ansehen zu müssen, aber Matar faßte ihn an der Hand und erzählte, daß er begonnen habe, einen Gang unter der Wand hindurch zu graben, und daß er jeden Tag die Erde in den Stiefelschäften hinaustrage und auf die Straße schütte, wenn sie zur Zwangsarbeit geführt wurden. Er flüsterte:

„Nur halt reinen Mund, Alter, dann nehme ich dich mit hinaus! Wenn du mich aber angibst — ich bekomme die Rute, aber dir werde ich es eintränken — ich bringe dich um!“

Als Mksjonoff dem Zerstörer seines Glückes Auge in Auge gegenüberstand, erzitterte er am ganzen Leib vor Nachsicht, zog seine Hand weg und sagte:

„Auszubringen hat für mich keinen Zweck; mich umzubringen verlohnt sich nicht — du hast mich schon lange umgebracht. Ob ich dich angebe oder nicht — wie Gott es mir in den Sinn geben wird, wird es geschehen!“

Andern Tags, als die Sträflinge zur Arbeit geführt wurden, bemerkten die Soldaten, daß Matar Semjonoff Erde wegschüttete; sie durchsuchten das Gefängnis und fanden die Grube. Der Gefängnisvorstand kam sofort angefahren und begann ein allgemeines Verhör, wer das Loch gegraben habe. Alle leugneten. Diejenigen, welche Beseheid wußten, gaben Matar Semjonoff nicht an, weil sie wußten, daß man ihn dafür halb tot peitschen werde. Schließlich wandte sich der Gefängnisvorstand an Mksjonoff, den er als einen wahrheitsliebenden Menschen kannte, und sagte:

„Nun, Alter, du sagst stets die Wahrheit; sage mir vor Gott, wer das getan hat!“

Matar Semjonoff stand da, als ob nichts gewesen sei, und hielt den Blick auf den Vorstand gerichtet; Mksjonoff anzusehen, wagte er nicht. Mksjonoff zitterten die Hände und die Lippen; lange konnte er kein Wort hervorbringen. Er dachte: „Wenn ich ihn nicht angebe — wozu soll ich mit ihm Erbarmen haben, er hat mich doch vernichtet. Jetzt soll er für meine Qualen büßen. Aber wenn ich ihn angebe — man wird ihn unbedingt durchpeitschen. Aber wie, wenn ich ihn in meinen Gedanken am Ende Unrecht getan habe? Und wird mir nachher dann leichter ums Herz sein?“ Der Gefängnisvorstand wiederholte: „Nun los, Alter, sag die Wahrheit: wer hat das Loch gegraben?“

Mksjonoff blickte auf Matar Semjonoff und sprach: „Ich habe nichts gesehen. Ich weiß es nicht.“

Es war unmöglich herauszubringen, wer das Loch gegraben hatte.

In der Nacht darauf, als Mksjonoff auf seiner Britsche lag und gerade einschlummern wollte, hörte er, wie jemand herantrat und sich ihm zu Füßen setzte. Er sah hin und erkannte in der Dunkelheit Matar Semjonoff.

„Was willst du noch von mir? Was tust du da?“ sprach er. Matar Semjonoff schwieg. Mksjonoff richtete sich halb auf und sagte:

„Was willst du? Geh weg! Oder ich rufe die Soldaten!“ Matar Semjonoff neigte sich nahe über Mksjonoff und flüsterte:

„Iwan Dmitrijewitsch, vergib mir!“

Mksjonoff flüsterte zurück: „Was soll ich dir vergeben?“

„Ich habe den Kaufmann umgebracht. Ich habe dir das Messer zugesteckt. Ich wollte auch dich umbringen, aber im Hof gab es plötzlich Geräusch. Da habe ich dir rasch das Messer in den Saß gesteckt und bin durchs Fenster geflittert.“

Mksjonoff schwieg und wußte nicht, was er sagen sollte. Da erhob sich Matar Semjonoff von der Britsche, verbeugte sich bis zur Erde und sprach:

„Iwan Dmitrijewitsch, vergib mir, vergib um Gottes willen! Ich werde selbst angeben, daß ich den Kaufmann umgebracht habe — dich wird man freilassen. Du wirst heimkehren können, nach Hause.“

Mksjonoff erwiderte: „Du hast leicht reden, wie soll mein Herz ruhig werden? Wohin soll ich jetzt noch gehen? ... Mein Weib ist tot, meine Kinder haben mich vergessen. Für mich gibt es kein Zuhause mehr.“

Matar Semjonoff weigerte sich, aufzustehen, schlug sich mit der Stirne an die Erde und flehte immer wieder:

„Iwan Dmitrijewitsch, verzeih mir! Als sie mir die Rute gaben, war mir leichter ums Herz, als jetzt, wo ich dich anschau... Du hast doch Erbarmen mit mir gehabt — hast mich nicht angegeben. Vergib mir um Christi willen! Vergib dem verfluchten Schurken!“ — und er brach in Schluchzen aus.

Als Mksjonoff hörte, daß Matar Semjonoff weinte, brach auch er in Tränen aus und sagte:

„Gott wird dir vergeben; vielleicht bin ich hundertmal schlechter als du!“

Und plötzlich ward ihm leicht ums Herz. Er lehnte sich nicht mehr nach Hause, lehnte sich nicht mehr fort aus dem Gefängnis und dachte nur noch an seine letzte Stunde.

Matar Semjonoff legte ein offenes Geständnis ab. Als der Erlaß eintraf, daß Mksjonoff freizulassen sei, weinte dieser nicht mehr unter den Lebenden.

(Uebersetzt von Dr. Max Hirschberg.)

Bundesrat Dr. Emil Welti.

Zum hundertsten Geburtstag.

Am 26. April feiert das Aargauervolk den hundertsten Geburtstag seines großen und verdienten Staatsmannes Dr. Emil Welti, der zu den bedeutendsten Politikern des letzten Jahrhunderts und der neuen Schweiz überhaupt gerechnet werden muß, der vermöge einer außerordentlichen Beredsamkeit, einer überragenden Intelligenz und tiefeschürfenden allgemeinen Bildung mehr als zwei Jahrzehnte hindurch der ausgesprochene Führer des Bundesrates war, mit Energie das schweizerische Staatsschifflein durch alle Wirrnisse lenkte. Es ist daher durchaus am Platze, wenn der Bundesrat zu der genannten Feier zwei seiner Mitglieder delegiert, und wenn auch das Bernervolk des großen Mannes dankbar gedenkt.

Dr. Emil Welti war ein Zuzacher. Am 23. April 1825 erblickte er hier als Sohn des Obergerichters und Wirtes zum „Kreuz“ das Licht der Welt, zeichnete sich schon als Schüler der Schulen des Heimatortes durch seine Begabung aus, trat 1841 in das Gymnasium zu Aarau ein und bestand im Frühling 1844 eine glänzende Maturität. In Jena und Berlin studierte er Jurisprudenz, kehrte im Frühling 1847 nach der Heimat zurück, absolvierte mit den besten Noten die aargauische Staatsprüfung als Fürsprecher und ließ sich als Anwalt in Zuzach nieder, sich sofort eine ausgedehnte Privatpraxis sichernd. Der Spätherbst 1847 sieht ihn als Freiwilligen und Soldat im Sonderbundsfeldzug (Bataillon Nr. 5, 1. und III. Division, Oberst Donat). 1852 wählte man ihn zum Präsidenten des Bezirksgerichts

in Zurzach, ordnete ihn bald nachher auch in den aargauischen Großen Rat ab und berief ihn 1856 in die aargauische Regierung. Hier übernahm er das Justizdepartement und ent-



Bundesrat Dr. Emil Welti (1825–1899).

faltete sofort eine ungemein vielseitige und initiative Tätigkeit. Er reorganisierte das veraltete aargauische Rechtswesen von Grund auf, führte die Geschworenengerichte mit der Staatsanwaltschaft ein, eine neue Strafprozeßordnung, eine neue Hypothekarordnung u. 1863 wurde Welti Vorsteher des Erziehungsdepartements und arbeitete das aargauische Schulgesetz von 1865 aus, das das Schulwesen bedeutend hob. Ein neues Lehrerbesoldungsgesetz gestand der Lehrerschaft eine bessere Entlohnung zu. 1857 ordneten ihn die Aargauer in den Ständerat ab, den er 1860 und 1866 präsidierte. Zweimal sandte ihn der Bundesrat als eidgenössischer Kommissär nach Genf, anno 1860 beim Savonerhandel und 1865 anlässlich Unruhen bei Staatsratswahlen. Sein kluges Vorgehen trug dazu bei, daß sich die erhitzten Gemüter wieder versöhnten, und Genf hat ihm deshalb, wie übrigens auch Aarau, das Ehrenbürgerrecht geschenkt. Im Militär rückte er bis zum Range eines eidgenössischen Obersten vor und wehrte sich im Ständerat tapfer für die Einführung einer besseren Bewaffnung. Wissenschaftliche Arbeiten über die Entwicklung des aargauischen Rechtswesens trugen ihm von der Universität Zürich den Titel eines Dr. juris honoris causa ein.

Nach dem Tode von Bundesrat Frey-Herosé wurde Emil Welti im Dezember 1866 in den Bundesrat gewählt. Man übertrug ihm das Militärdepartement und hier hatte er Gelegenheit, die neue Bewaffnung durchzuführen. In den Jahren 1869, 1873, 1876, 1880, 1884 und 1891 sehen wir ihn als Bundespräsident dem Departement des Innern vorstehen. 1881 war er Justizdirektor, viele Jahre durch auch Vorsteher des Post- und Eisenbahndepartements. Welti ist der geistige Schöpfer der Bundesverfassungen von 1872 und 1874. Er trat vor allem ein für ein einheitlicheres Recht, eine Reorganisation der Armee, die vollständige Glaubens- und Gewissensfreiheit. Durch den ablehnenden Volksentscheid der Verfassung von 1872, die dem Volk als zentralistisch erschien, ließ sich Welti nicht entmutigen und arbeitete sofort die genehmere Form von 1874 aus. Zusammen mit Oberst Feß wurde er der Schöpfer der Militärorganisation 1874, die uns erst das Bundesheer und Einheit in der Ausbildung brachte.

Daneben erwarb sich Welti große Verdienste um das Zustandekommen der Gotthardbahn. Die Notwendigkeit einer direkten Verbindung von Deutschland und Italien durch die Schweiz sah man allgemein ein, aber es standen sich zwei Projekte gegenüber, der Gotthard- und der Lukmanier-Durchstich. Welti erkannte die großen Vorteile des Gottharddurchstichs und setzte sich daher für diesen ein. Als Bundespräsident konnte er nach langwierigen Verhandlungen es 1869 dazu bringen, daß sowohl Deutschland als auch Italien für das Gotthardprojekt Subventionen bewilligten. Welti auch war es, der später bei diesen Staaten die Nachsubvention durchsetzte.

1881 leitete Welti die Verhandlungen über die Vereinheitlichung des schweizerischen Obligationenrechts. Seine größten Verdienste erwarb er sich aber als Schrittmacher der Verstaatlichung der Eisenbahnen. Hart auf hart ging es da freilich. Denn die großen und mächtigen privaten Eisenbahngesellschaften setzten seinen Bestrebungen, die Interessen des Bundes beim Bau und Betrieb und Rückkauf der Eisenbahnen zu wahren, hartnäckigen Widerstand entgegen. 1872 trat Welti für das die Kompetenzen des Bundes vermehrende Gesetz über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen ein. 1883 brachte sein Gesetzesentwurf es dazu, für die Betriebsrechnungen der einzelnen Eisenbahngesellschaften allgemein verbindliche, richtige Bilanzgrundsätze einzuführen. Das war absolut nötig, denn nach den Konzessionen sollte die allfällige Rückkaufsumme gleich sein dem 25fachen Wert des durchschnittlichen Reinertrags der der Rückkaufserklärung vorausgehenden zehn Jahre, auf keinen Fall aber weniger als das ursprüngliche Anlagekapital. Ohne Rückschläge ging es freilich nicht. Das Schweizervolk war am 6. Dezember 1891 für den Ankauf der Zentralbahn durch den Bund noch nicht zu haben. Mit 227,032 Nein gegen 128,795 Ja wurde die Vorlage verworfen. Welti trat darauf aus dem Bundesrat zurück, hauptsächlich deshalb, weil er sich sagen mußte, daß er nach der leidenschaftlichen Abstimmungssagitation als Vorsteher des Post- und Eisenbahndepartements mit den Eisenbahngesellschaften doch nichts Ersprießliches mehr erreichen werde. Immerhin erlebte er es, daß am 20. Februar 1898 das Schweizervolk der Verstaatlichung dann zustimmte.

Ungern sah das Schweizervolk den verdienten Magistraten scheiden, der mehr als einmal, wir erinnern nur an den Wohlgemuthandel, kraftvoll und würdig die Interessen der Schweiz auch gegen das Ausland zu wahren verstand. Wenn Welti jeweilen in der Bundesversammlung das Wort ergriff, dann herrschte sofort Stille und seiner zwingenden Logik und Beredsamkeit konnte sich niemand entziehen. Lachenal, der als Präsident des Nationalrates am 8. Dezember 1891 Weltis Rücktritt mitzuteilen hatte, dankte ihm mit den Worten: „So vernehme er denn jetzt, wo er sein Amt niederlegt, und zur Stunde, wo er vorzeitig seine an Ehren und Arbeit reiche Laufbahn verläßt, daß alle diejenigen, die seine Kollegen in den eidgenössischen Räten gewesen sind, nie vergessen werden, daß sich in ihm die ebenso großen wie seltenen Gaben bewundernswerter Beredsamkeit und hoher Intelligenz mit den reinsten republikanischen Tugenden und hoher Vaterlandsliebe vereinigt gefunden haben, und daß dieses Zeugnis ihn in die Zurückgezogenheit begleiten möge, die er freiwillig gewählt hat.“

Weltis Lebensabend war still und ruhig. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit den römischen Klassikern. Als Mitglied der Schulkommission des Berner Gymnasiums vertrat er mehr als einmal Lehrer in ihren Unterrichtsstunden in den alten Sprachen. Daneben war er auch Mitglied des Schulkollegiums des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich. Alle anderen ihm zugebachten Ehrungen lehnte er ab, so unter anderem die angetragenen Gesandtschaftsposten in Wien und Rom und das Direktorat des Zentralamtes für den internationalen Eisenbahntransport. Am 24. Februar 1899 verschied er in seinem Hause auf dem Kirchhof in Bern.

Einfach und prunklos wie sein Leben, so sollte auch seine Beerdigung sein. Alles öffentliche Gepränge verbat er sich, wünschte nur, daß die Gymnasiasten auf dem Friedhof ein Lied singen. So ist es gehalten worden. Vergessen aber hat die Nachwelt den vortrefflichen Staatsmann und Vaterlandsfreund nicht.

F. V.

Politische Wochenschau.

Die vergangene Woche war gefüllt von politischen Ereignissen dramatischer Art. Revolutionen und Aufstände wurden beendet und neue wurden entfacht. Eben wird aus Angora, der Hauptstadt der neuen Türkei, gemeldet, daß der Führer des Kurdenaufstandes, Scheich Said hingerichtet worden sei und kurze Zeit darauf berichtete die Zeitung den Tod von 29 kurdischen Häuptlingen und Räufelshörnern durch den Strang. Ein kurzes und blutiges Drama hat somit seinen vorläufigen Abschluß erreicht. — Die Bewohner von Türkisch-Kurdistan sind ein uraltes Volk von unbändiger Wildheit und Grausamkeit. Die mitten unter ihnen wohnenden Armenier könnten — sofern sie noch am Leben sind — davon ein Liedlein singen. Jahrhundertlang wußten die Kurden unter der Führung tapferer Scheichs ihre Unabhängigkeit gegen die Türken zu behaupten. Durch Pest und Meuchelmord gelang es zuletzt dem Sultan Abdul Hamid II., die Scheichs von Wan und Djesreh und ihre Nachkommen unschädlich zu machen. Die Unabhängigkeitskämpfe spielten sich aber weiter bis in den Weltkrieg hinein, und was sich in den letzten Tagen auf dem blutgetränkten Boden Kurdistan abspielt, kann als neues Aufladern dieser Kämpfe angesehen werden. Während des Weltkrieges nämlich hatten die Herren von Stambul den Kurden ziemlich freie Zügel gelassen; sie hatten ihnen namentlich über die Armenier freie Hand gelassen. Und später glaubten die Herren von Angora, sie als Werkzeuge gegen die Engländer und Franzosen und Amerikaner in Mesopotamien benutzen zu können. Nun streiften aber die Kurden die gelockerten Bande völlig ab und erhoben ihre Hände zuerst gegen den altangestammten Feind, die Osmanen, selbst. Auch diesmal scheinen die Türken rasch und unter verhältnismäßig geringen Verlusten der Kurden Herr geworden zu sein. Da eine zuverlässige Darstellung der Vorgänge noch aussteht, muß man mit dem Kommentar zuwarten.

Nicht glücklicher scheint der neue Aufstandsversuch der Royalisten in Portugal enden zu wollen. Letzten Samstag brach in Lissabon plötzlich eine revolutionäre Bewegung aus. Ersten Zeitungsmeldungen zufolge glaubte man den Aufstand von kommunistischen Elementen entfacht; nachträglich stellte es sich heraus, daß es sich um einen reaktionären Anschlag royalistischer Offiziere handelte. Die Regierung ordnete von einer Kaserne aus rasch die nötigen Abwehrmaßnahmen an. Es kam zu verschiedenen Zusammenstößen, in deren Folge einige Personen getötet wurden. Schließlich gelang es den Regierungstruppen, die Revolutionäre einzuschließen und mit dem Leiter der Bewegung, dem Kammerabgeordneten Cunha Leal, gefangen zu nehmen. Nach den neuesten Meldungen ist in Lissabon die Ordnung bereits wieder hergestellt.

Ernstester Art scheint die revolutionäre Bewegung zu sein, die eben in Bulgarien ihren Anfang genommen hat mit einem grauenvollen Attentat. Den Auftakt dazu gab der Angriff auf das königliche Automobil im Engpaß von Isker, dem König Boris beinahe zum Opfer gefallen wäre. Die Meldungen aus Sofia stellten den Vorgang etwas euphemistisch als einen Banditenüberfall ohne politischen Charakter dar, der nicht dem König gegolten habe. Die folgenden Ereignisse stellten dann das Ereignis ins richtige Licht. Gleiches Tages, am 14. April, wurde in Sofia der der Regierungspartei angehörige Abgeordnete Guerorgiew ermordet. Zwei Tage später, während der Be-

stattungsfeierlichkeiten für Guerorgiew in der alten Medilial-Rathedrale explodierte eine Söllennmaschine; die Mauern des Domes spalteten sich, von außen fielen die beiden Türme auf die Kuppel und diese stürzte auf die 2000 Köpfe starke Trauerverammlung hinunter, Hunderte unter ihren Trümmern begrabend. Man spricht von 150 Toten und über 200 Verletzten.

Die Nachrichten aus Bulgarien kommen spärlich. Die Grenzen sind gesperrt. Der Belagerungszustand ist über das ganze Land verhängt. Reisende, die im letzten Augenblick noch die Grenze passieren konnten, wollen wissen, daß die Revolution in vollem Gange sei.

So viel ist sicher, daß Bulgarien längst schon von Sowietrußland aus bearbeitet worden ist. Der Frieden von Neuilly hat Bulgarien wehrlos gemacht; die 30.000 Mann, die ihm als Reichswehr zugebilligt worden sind, genügen nicht, um unter den herrschenden Verhältnissen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Regierung Zankows, die seit dem Sturze des Bauerndiktators Stambulijski das bulgarische Staatsschiff lenkt, ist schwer belastet durch die unerträgliche Verschuldung des Staates und durch die trostlose Wirtschaftslage des Landes. Die bulgarischen Bauern haben mit den Industriearbeitern der Städte die Armut und Rechtlosigkeit gemeinsam, und beide sehen in den Angehörigen der regierenden Bürgerparteien die Ausbeuter und Unterdrücker. Die russischen Agitatoren fanden für ihre Revolutionspläne genug Zündstoff angehäuft und die Machtlosigkeit des bulgarischen Staates ließen diese Pläne zu jenen terroristischen Taten heranreifen, die sich allmählich zur Anarchie und zur Revolution verdichten sollten. Wenn wir den Sofioter Nachrichten glauben dürfen, so wird die Regierung in Bälde Herr der Situation werden und die Ordnung wieder herzustellen vermögen. Bereits sollen die Haupträufelshörner der Bluttat von Sofia in ihren Händen sein. Aber andererseits sprechen die Nachrichten, daß Zankow und sogar der König Boris zum Rücktritt und zur Abdankung bereit seien, um den nationalen Frieden wieder herzustellen, nicht gerade für die Stärke der Regierung. Man wird die weiteren Ereignisse abwarten müssen, um ein richtiges Urteil über die bulgarischen Vorgänge gewinnen zu können.

Von weittragender Bedeutung für die Geschichte Europas werden die deutschen Wahlen vom nächsten Sonntag werden. Die Nationalisten sind, was die politischen Ereignisse in Frankreich anlangt, nicht auf ihre Rechnung gekommen. Es fehlt ihnen eine zügige Wahlparole. Die Aufrufe der Rechtsparteien klingen darum mehr defensiv als offensiv. Ihr Kandidat, der große Hindenburg, wird als loyaler Anhänger der Republik gepriesen. Er selber betont in einer Radiorede, daß auch er der Meinung sei, daß an der Staatsform im gegenwärtigen Augenblick nicht zu rütteln sei und daß Deutschland nur durch langsames geduldiges Emporarbeiten die verlorene Macht und Größe wieder erlangen könne. In seiner Grundauffassung der politischen Situation wäre Hindenburg also nicht weit von Marx entfernt, und auch der ängstliche Bürger, der die möglichen Repressalien des Auslandes ins Auge faßt, könnte Hindenburg stimmen. Die Oppositionspresse sorgt natürlich für die nötige Aufklärung dieses Falles. Gewiß, das mit der friedlichen Gesinnung des greisen Marschalls mag stimmen; aber man weiß es aus den Erfahrungen des Weltkrieges, wie sehr sich der Sieger von Tannenberg, der sich rühmte, in seinem Leben noch keine anderen Bücher als solche militärischen Inhalts gelesen zu haben, in seinen politischen Entschlüssen auf andere stützt. Man sagt ihm nach, daß er während des ganzen Krieges nie anders entschieden habe, als wie Tirpitz und Ludendorff es von ihm wünschten. Es ist leicht zu erraten, wer unter der Präsidentschaft Hindenburgs dann die deutschen Geschicke bestimmen würde. Die Argumente gegen Hindenburgs Kandidatur, so schwerwiegend und wahr sie auch sein mögen, sie wer-